



Newsletter, November 2023



Editorial

Hamburg, im November 2023

Sehr geehrte Damen und Herren,

heute erreicht Sie unser 51. DZSKJ-Newsletter, die dritte Ausgabe von insgesamt vier im Jahr 2023. In der vorliegenden Ausgabe haben wir wieder neueste und aus unserer Sicht sehr relevante Forschungsarbeiten aus dem Bereich der Suchtstörungen des Kindes- und Jugendalters für Sie zusammengefasst. Die Studienergebnisse, die wir in unseren Newslettern regelmäßig berichten, beziehen sich auf ganz verschiedene Formen (z.B. stoffgebundene und nichtstoffliche Süchte) und Aspekte der Suchterkrankungen bei jungen Menschen. Unser Ziel ist es, Ihnen aktuelles und für Ihre Arbeit relevantes Forschungswissen näher zu bringen. Wir hoffen, die berichteten Studien sind für Sie interessant und für Ihr Verständnis der Entstehungsbedingungen, der Prävention und Behandlung von Suchtstörungen im Kindes- und Jugendalter hilfreich.

In der vorliegenden Ausgabe des DZSKJ-Newsletter finden Sie zusammengefasste Studienergebnisse zu folgenden Themen:

1. Psychologische Prädiktoren für das gleichzeitige Auftreten problematischer Nutzungsmuster von digitalen Spielen, Glücksspielen und sozialen Medien bei Jugendlichen:

Häufig treten problematische medienbezogene Suchtverhaltensweisen gleichzeitig auf, da ihnen ähnliche Bedingungsfaktoren zugrunde liegen können. Über das Ausmaß und in welcher Kombination problematisches Gaming, Glücksspielen und eine problematische Nutzung von Sozialen Medien (PNSM) gleichzeitig auftreten und welche spezifischen Risikofaktoren mit verschiedenen Auftretensmustern zusammenhängen, gibt die hier berichtete Studie Auskunft.



2. Die Rolle elterlicher Erziehung bei problematischer Social Media Nutzung bei Kindern und Jugendlichen: Internetspezifische Erziehungspraktiken und allgemeine

Erziehungsdimensionen Soziale Medien sind im Alltag von Kindern und Jugendlichen sehr präsent und epidemiologisch hat das Ausmaß einer PNSM in dieser Altersgruppe in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen. In der längsschnittlichen Studie wurden mögliche Zusammenhänge zwischen internetbezogenen und allgemeinen Erziehungspraktiken von Eltern und dem Verlauf von PNSM bei Jugendlichen untersucht.

3. Warum tun sie's nicht? Gründe, warum Eltern mit ihren jungerwachsenen Kindern nicht über

Alkoholkonsum sprechen Studien zeigen, dass Eltern ihre Kinder bis ins junge Erwachsenenalter hinsichtlich ihrer Trinkgewohnheiten beeinflussen können, auch indem sie mit ihnen über Alkoholkonsum sprechen. Allerdings werden solche Gespräche oft vermieden. Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, Gründe und Einflussvariablen darüber in Erfahrung zu bringen, warum einige Eltern nicht mit ihren jungerwachsenen Kindern über deren Alkoholkonsum sprechen.

4. Langzeiteffekte eines schulbasierten Präventionsprogramms gegen illegalen

Drogenkonsum Im Rahmen schulbasierter Präventionsprogramme stellen „life skills“-Ansätze, die eine Förderung sozialer Kompetenzen anstreben, eine wirksame Methode dar, den Konsum von Tabak und Alkohol zu verringern. Kritisiert werden kann, dass Studien meist nur kurz- und mittelfristig angelegt und auf den Konsum von Alkohol und Tabak

begrenzt sind. In dieser außergewöhnlichen Studie wurden die Langzeiteffekte eines „Life Skills Training“ auf den Konsum von illegalen Drogen 13 Jahre nach der Intervention untersucht

Wir hoffen mit dieser Themenauswahl Ihr Interesse getroffen zu haben! Wir freuen uns sehr über das große Interesse an unserem Newsletter! Interessentinnen und Interessenten steht er auf unserer Homepage www.dzskj.de zum Download zur Verfügung.

Mit freundlichen Grüßen,

Dr. Nicolas Arnaud, Redakteur
Prof. Dr. Rainer Thomasius, Ärztlicher Leiter

Impressum:

Herausgeber: Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Prof. Dr. Rainer Thomasius
c/o Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Martinistrasse 52
20246 Hamburg
Telefon: 040/7410-59307,
E-Mail: sekretariat.dzskj@uke.de
Erscheinungsweise vierteljährlich

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

1. Psychologische Prädiktoren für das gleichzeitige Auftreten problematischer Nutzungsmuster von digitalen Spielen, Glücksspielen und sozialen Medien bei Jugendlichen

Hintergrund und Fragestellung

Kinder und Jugendliche sind besonders anfällig für Suchtverhalten, wie problematisches Gaming, Glücksspiel oder eine problematische Nutzung sozialer Medien (PNSM) zu entwickeln. In aktuellen systematischen Reviews und Meta-Analysen wird geschätzt, dass weltweit etwa 4,6 % der Jugendlichen eine Gaming Disorder, 0,2-12,3 % eine Glücksspielstörung und 5 % eine PNSM aufweisen. Häufig treten problematische Suchtverhaltensweisen zusammen auf, da ihnen ähnliche Mechanismen, Motive (z.B. Verhalten als Bewältigungsstrategie) und Vulnerabilitätsfaktoren zugrunde liegen. Diese parallele Belastung geht oftmals mit erhöhten psychischen Belastungssymptomen, schlechteren Prognosen für die weitere Entwicklung und erschwerten Therapiebedingungen einher. Aktuell besteht noch Unklarheit darüber, in welchem Ausmaß und in welcher Kombination problematisches Gaming, Glücksspielen und PNSM gleichzeitig auftreten und welche spezifischen Risikofaktoren mit verschiedenen Auftretensmustern zusammenhängen. Dieses Wissen ist wichtig, um gefährdete Kinder und Jugendliche zu identifizieren, die ein erhöhtes Risiko haben, mehrere suchtartige Verhaltensmuster zu entwickeln.

Ziel der Studie

Ziel der vorliegenden Studie war es, psychosoziale Prädiktoren für unterschiedliche Auftretensmuster von drei verschiedenen Verhaltenssuchten (d.h. problematisches Gaming, problematisches Glücksspiel und PNSM) unter Jugendlichen zu untersuchen.

Methoden

Die Online-Befragung umfasste eine Stichprobe von 2390 iranischen Jugendlichen im Alter zwischen 13 und 18 Jahren. Symptome einer Gaming Disorder wurden mittels Internet Gaming Disorder Test-10 (IGDT-10), problematisches Glücksspielen mittels

Problem Gambling Severity Index (PGSI) und eine PNSM mittels Bergen Social Media Addiction Scale (BSMAS) erfasst. Darüber hinaus wurde eine Reihe psychosozialer Risikofaktoren mittels validierter Skalen erhoben (darunter Selbstwertgefühl, internalisierende psychopathologische Symptome, soziale Ängste, ADHS, und sensation seeking). Um charakteristische Untergruppen anhand unterschiedlicher Ausprägungen der drei problematischen Verhaltensmuster zu differenzieren, wurde eine Latente Profilanalyse (LPA) durchgeführt. In einem weiteren Schritt wurden die ermittelten Untergruppen („latente Klassen“) in Bezug auf die erfassten psychosozialen Variablen miteinander verglichen.

Ergebnisse

43,5 % (N = 1039) der befragten Jugendlichen zeigten eine PNSM, 6 % (N = 143) eine problematische Nutzung digitaler Spiele und 8,9 % (N = 216) problematisches Glücksspielverhalten (mit leichter, moderater oder schwerer Symptomatik). Mittels LPA konnten insgesamt vier latente Klassen identifiziert werden, die die häufigsten komorbiden Auftretensmuster der Verhaltenssuchten abbilden: (1) "unproblematisches Verhalten" (N = 1766, 73,9 %), (2) "problematisches Glücksspielen" (N = 183; 7,7 %), (3) "PNSM mit Gaming Disorder" (N = 407; 17 %) und (4) "Glücksspielsucht mit PNSM" (N = 34; 1,4 %). Insgesamt bestand ein signifikanter Unterschied zwischen den latenten Klassen hinsichtlich aller erfasster psychosozialer Risikofaktoren (vgl. Abb. 1). Dabei zeigten die Untergruppen mit mehreren problematischen Verhaltensweisen (drei und vier) die größte und die Untergruppe ohne problematische Verhaltensweisen die niedrigste psychosoziale Beeinträchtigung. Weiterführende Analysen zeigten, dass sich soziale Unterstützung und Selbstwertgefühl zwischen allen vier Klassen statistisch signifikant



unterschieden, mit den niedrigsten Werten in Klasse vier (Glücksspielsucht mit PNSM). Anschließend wurde anhand multinomialer Regressionsmodelle untersucht, welche Faktoren mit einer bestimmten Klassenzugehörigkeit assoziiert waren (jeweils im Vergleich zur Referenzklasse unproblematisches Verhalten). Niedrigeres Alter, niedriges Selbstwertgefühl sowie eine höhere Ausprägung an ADHS Symptomen und sozialer Unterstützung waren entscheidende Prädiktoren für die Zugehörigkeit zur Klasse 2 (problematisches Glücksspiel). Männliches Geschlecht, ein hohes Maß an internalisierenden Symptomen und soziale Ängste hatten hingegen einen signifikanten Vorhersagewert für Klasse 3 (PNSM mit Gaming Disorder) und niedrigeres Alter, niedrige soziale Unterstützung und ein niedriges Selbstwertgefühl für Klasse 4 (Glücksspielsucht mit PNSM).

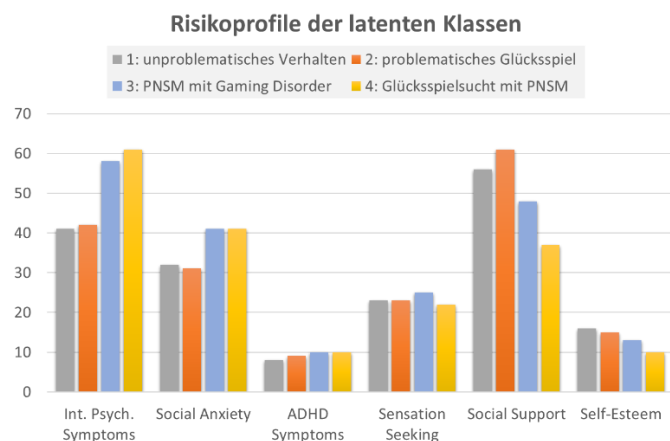


Abbildung 1.

Hinweis. Int. psych. symptoms = Internalisierende psychopathologische Symptome; PNSM = Problematische Nutzung sozialer Medien.

Bewertung

Die Studie ergab ein hohes Maß an Koinzidenz zwischen PNSM und Gaming Disorder sowie zwischen PNSM und Glücksspielsucht, jedoch nicht zwischen Gaming Disorder und problematischem Glücksspiel. Dies könnte auch darin begründet sein, dass mit 43,5 % ein Großteil der Befragten als problematische Nutzer:innen sozialer Medien klassifiziert worden sind

und somit die Wahrscheinlichkeit von Überschneidungen mit anderen Suchtverhaltensweisen höher war, als beim deutlich seltener auftretenden problematischen Gaming (6%) und Glücksspielen (8,9%). Der im Vergleich zu anderen Studien relativ hohe Anteil von Jugendlichen mit PNSM deutet darauf hin, dass das verwendete Erhebungsinstrument (BSMAS) in der vorliegenden Studie eine eher niedrige Spezifität aufwies. Zukünftige Studien sollten untersuchen, ob bei einer strengeren Definition von PNSM (z.B. auf Basis ICD-11 basierter Skalen) ähnliche Auftretensmuster identifiziert werden. Dennoch liefert die Studie wertvolle Erkenntnisse im Hinblick der Risikoprofile verschiedener Auftretensmuster. So bestätigte sich, dass Jugendliche mit mehreren problematischen Verhaltensweisen höhere psychosoziale Belastungen aufweisen. Präventions- und Interventionsprogramme sollten einen Fokus auf die Stärkung sozialer Beziehungen und Kompetenzen, des Selbstwertgefühls und die Mitbehandlung internalisierender Störungen (Depression, Angst, Stress) legen.

Hanna Wiedemann, M.Sc.

Quelle

Akbari, M., Bahadori, M. H., Khanbabaei, S., Milan, B. B., Horvath, Z., Griffiths, M. D., & Demetrovics, Z. (2023). Psychological predictors of the co-occurrence of problematic gaming, gambling, and social media use among adolescents. *Computers in Human Behavior, 140*, 107589.

<https://doi.org/10.1016/j.chb.2022.107589>

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

2. Die Rolle der Erziehung bei problematischer Social Media Nutzung bei Kindern und Jugendlichen: Internetspezifische Erziehungspraktiken und allgemeine Erziehungsdimensionen

Hintergrund und Fragestellung

Soziale Medien sind im Alltag von Kindern und Jugendlichen sehr präsent und epidemiologisch hat das Ausmaß einer problematischen Nutzung sozialer Medien (PNSM) in dieser Altersgruppe in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen. Eltern können durch erzieherische Maßnahmen zur Prävention und Reduktion der PNSM beitragen. Beispielsweise indem sie zeitliche Begrenzungen, oder inhaltliche oder sonstige Regeln für den Internetgebrauch ihrer Kinder aufstellen. Studien zeigen jedoch nur geringe Zusammenhänge zwischen internetbezogenen Erziehungspraktiken der Eltern und einer Reduktion von PNSM bei Jugendlichen. Zudem wurden die eingesetzten erzieherischen Praktiken oft isoliert betrachtet, d.h. es wurde meistens nicht berücksichtigt, inwieweit bestimmte internetspezifische oder allgemeine Erziehungspraktiken kombiniert wirken.

Ziel der Studie

Wesentliches Ziel der explorativen längsschnittlichen Studie war die Identifikation verschiedener Erziehungsprofile (internetspezifische und allgemeine Erziehungsdimensionen) und dessen Vorhersagekraft für das Ausmaß einer PNSM bei Kindern und Jugendlichen. Zudem wurde ein möglicher Einfluss von Geschlecht und Alter der Jugendlichen untersucht.

Methoden

Die hier betrachteten längsschnittlichen Daten stammen aus dem *Digital Family Projekt* aus den Niederlanden, welches die Nutzung digitaler Medien bei Jugendlichen im Kontext von Familien untersucht. Im Zeitraum von zwei Jahren (2020 bis 2022) wurden über vier Messzeitpunkte insgesamt $N = 564$ (46 % männlich, $M = 13.51$, $SD = 2.15$) Kinder und

Jugendliche über verschiedene Plattformen rekrutiert und online befragt. In den vorliegenden Auswertungen wurden Messdaten zu *internetspezifischen Erziehungspraktiken* (a. internetspezifische Regelsetzung, b. Restriktionen des Internetgebrauchs, c. Mitbenutzung) und *allgemeinen Erziehungsdimensionen* (a. *Liebe*: Wärme, Akzeptanz und emotionale Unterstützung, b. *Strenge*: Grenzen setzen, c. *Selbstständigkeit*: Förderung der Unabhängigkeit durch eigene Entscheidungen und Ideen) aus Sicht der Jugendlichen erhoben. PNSM wurde anhand der Social Media Disorder Scale (SMDS) gemessen, welche die Nutzung angelehnt an die DSM-5 Kriterien der Computerspielstörung, einordnet. Höhere Gesamtwerte deuten hier auf eine problematischere Nutzung hin. Mit Hilfe von latenten Profilanalysen wurden verschiedene Erziehungsprofile ermittelt. Hierzu wurden Profile ähnlicher Antwortmuster bei den internet-spezifischen Erziehungspraktiken und allgemeinen Erziehungsdimensionen gebildet. Die Dimension *Strenge* wurde wegen niedriger Reliabilität aus den Analysen ausgeschlossen. Im zweiten Schritt wurden die identifizierten Erziehungsprofile für Verlaufsanalysen (latente Wachstumskurvenmodelle) hinsichtlich einer PNSM untersucht.

Ergebnisse

Zunächst konnten drei Erziehungsprofile differenziert werden. Profil 1 (*einschränkend und weniger unterstützend*) war mit 13.5 % ($N = 47$) am kleinsten und zeichnete sich durch verhältnismäßig viele Restriktionen und eine strikte internetspezifische Regelsetzung sowie geringe Werte bei *Liebe* und *Selbstständigkeit* aus. Profil 2 (*tolerant und unterstützend*) war mit 25.5 % ($N = 104$) am zweitgrößten und zeichnete sich durch geringe Werte bei sowohl internetspezifischer Regelsetzung und



Restriktionen aus. Gleichzeitig wurden hier hohe Werte für die *Liebe* und *Selbstständigkeit* berichtet. Profil 3 (*einschränkend und unterstützend*) bildete mit 60.8 % (N = 249) die größte Gruppe. Dieses Profil wiederum zeigte hohe Werte für die internet-spezifische Regelsetzung und Restriktionen, aber ebenso bei den Skalen *Liebe* und *Selbstständigkeit* (siehe Abb. 1).

Im zweiten Schritt wurde die PNSM unter den Jugendlichen im Verlauf untersucht. Hier zeigte sich keine signifikante Veränderung der Nutzung über die vier Messzeitpunkte hinweg. Jugendliche im Profil 3 (*einschränkend und unterstützend*) berichteten von geringeren PNSM Gesamtwerten als Jugendliche in Profil 1 (*einschränkend und weniger unterstützend*). Zudem zeigten Jugendliche in Profil 2 (*tolerant und unterstützend*) geringere Gesamtwerte zu späteren Messzeitpunkten als in den anderen Profilen. Es konnte außerdem kein moderierender Effekt von Alter oder Geschlecht auf die Beziehung zwischen den Erziehungsprofilen und der PNSM festgestellt werden.

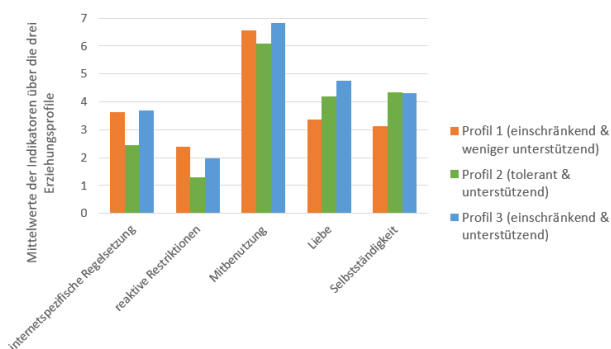


Abbildung 1.

Verschiedene Erziehungsprofile und deren charakteristische Merkmale auf Basis der latenten Profilanalysen.

Bewertung

Die Studie ermittelte drei Erziehungsprofile, welche verschiedene Dimensionen in der Erziehung fokussieren, die von Eltern kombiniert angewendet werden. Die Ergebnisse deuten darauf hin, dass Jugendliche, die striktere internetspezifische Regeln

und Restriktionen hinsichtlich des Internetgebrauchs und gleichzeitig Liebe und Förderung von Selbstständigkeit durch die Eltern erleben, weniger von PNSM betroffen sind als solche, die zwar viele Regeln und Restriktionen aber auch wenig Liebe und Selbstständigkeit erfahren. Selbiges gilt für Jugendliche mit wenigen Regeln und Restriktionen und hoher elterlicher Liebe und Förderung der Selbstständigkeit. Somit scheint ein erzieherischer Ansatz mit Regeln und Restriktionen günstig, wenn gleichzeitig ein unterstützendes Erziehungsumfeld mit Wärme und Anerkennung geschaffen wird. Ganz ähnliche Befunde sind im Zusammenhang mit problematischem Alkoholkonsum bei Jugendlichen bereits vorgelegt worden. Trotz einiger methodischer Limitationen (elterliches Erziehungsverhalten wurde durch Selbstberichte der Jugendlichen ermittelt, die Dimension Strenge konnte nicht berücksichtigt werden) zeigt die Studie, dass ein unterstützendes Erziehungsumfeld bei klaren Regeln scheint für PNSM bei Jugendlichen präventiv zu wirken scheint. Dieses Wissen ist für Eltern direkt relevant und kann auch für präventive Interventionen genutzt werden.

Katharina Busch, M.Sc.

Quelle

Geurts, S. M., Koning, I. M., Van den Eijnden, R. J., & Vossen, H. G. (2023). Predicting Adolescents' Problematic Social Media Use From Profiles of Internet-Specific Parenting Practices and General Parenting Dimensions. *Journal of Youth and Adolescence*, 52(9), 1829-1843.
<https://doi.org/10.1007/s10964-023-01816-4>.

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

3. Warum tun sie's nicht? Gründe, warum Eltern mit ihren jungerwachsenen Kindern nicht über Alkoholkonsum sprechen

Hintergrund und Fragestellung

Das Jugendalter ist eine sensible Entwicklungsphase für die Aufnahme des Alkoholkonsums und der Entwicklung von eigenen Trinkmustern und -gewohnheiten. In Bezug darauf, wie sich eigene Konsumgewohnheiten ausgehend vom Jugendalter im jungen Erwachsenenalter etablieren, spielen Einflüsse der Familie, insbesondere der Eltern eine Rolle. Studien zeigen, dass Eltern bis ins junge Erwachsenenalter ihrer Kinder hinein diese hinsichtlich ihrer Trinkgewohnheiten beeinflussen können. Dieser Umstand wird auch in der Suchtprävention genutzt, beispielsweise indem Eltern dazu ermuntert werden, mit ihren Kindern im jungen Erwachsenenalter über Alkoholkonsum zu sprechen und dabei auf einen risikoarmen Konsum hinzuwirken. Voraussetzung dafür ist jedoch, dass Eltern überhaupt mit ihren Kindern im jungen Erwachsenenalter über Alkoholkonsum sprechen. Doch tun Eltern dies? Tatsächlich ist dies oft nicht oder nicht mehr der Fall.

Ziel der Studie

Wie kommt es dazu, dass Eltern derartige Gespräche nicht führen oder bewusst vermeiden? Antworten auf diese Fragen sind wichtig, um Interventionen, die auf das Einwirken von Eltern auf deren Kinder abzielen, sinnvoll gestalten zu können. Das Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, Gründe und Einflussvariablen darüber in Erfahrung zu bringen, warum einige Eltern nicht mit ihren jungerwachsenen Kindern über deren Alkoholkonsum sprechen.

Methoden

Die in den USA erhobene Stichprobe wurde mit Hilfe eines Meinungsforschungsinstituts rekrutiert, das sich auf die Einbindung von Bevölkerungsgruppen, die normalerweise eine geringe Wahrscheinlichkeit haben

an online-Umfragen teilzunehmen, spezialisiert hatte. Auf diese Weise erhoffte man sich, eine Stichprobe zu erreichen, die dem Durchschnitt der USA näherkommt als eine zufällig zustande kommende online-Stichprobe. Aus vorangegangenen Studien wurden verschiedene Gründe gesammelt, warum Eltern mit ihren jungerwachsenen Kindern nicht über Alkohol sprechen. Außerdem wurden Eltern der Zielgruppe – hier waren es Eltern mit Kindern im Alter zwischen 18 und 20 Jahren – im Rahmen einer Pilotstudie in einer offenen Frage dazu gebeten, ihre Gründe darzulegen. Damit entstand eine Itemsammlung, die $n = 275$ Eltern mit Kindern im entsprechenden Alter vorgelegt wurde. Diese wurden faktorenanalytisch untersucht, einem Verfahren, das auf Grundlage des Antwortverhaltens eine Einteilung der Items in inhaltliche Kategorien vornimmt. Die Eltern machten weiterhin Angaben zu ihrer Beziehung zu ihren jungerwachsenen Kindern, ihrer elterlichen Selbstwirksamkeit, ihrem eigenen Alkoholkonsum, ihren Absichten, mit ihren Kindern über Alkoholkonsum zu sprechen, sowie ihr Interesse daran, an einer Intervention teilzunehmen, mit derer Eltern dazu gebracht werden sollen, ihre Kinder über Gespräche bezüglich eines risikoarmen Alkoholkonsums zu beeinflussen.

Ergebnisse

Die Antworten der Eltern im Hinblick auf ihre Gründe, nicht mit ihren jungerwachsenen Kindern über deren Alkoholkonsum zu sprechen ließen sich inhaltsanalytisch in fünf Kategorien zusammenfassen (Abbildung 1). Darunter fanden sich Sorgen der Eltern, nicht über die Fertigkeiten, Zeit oder andere notwendige Ressourcen zu verfügen, um Gespräche über Alkoholkonsum mit ihren Kindern zu führen. Weiterhin spielte eine Rolle, dass sie diese Gespräche als nicht notwendig betrachteten, entweder, weil ihre



Kinder nun unabhängig gute Entscheidungen treffen, diese sowieso keinen Alkohol tranken, weil klar sei, dass sie (die Eltern) das nicht guthießen; oder, weil Eltern durch ihr eigenes Trinkverhalten als soziales Modell fungierten, was ausreichend sei. Darüber hinaus glaubten einige Eltern auch, dass sie für den Alkoholkonsum ihrer Kinder keine Rolle spielen würden. Der Glaube, für die eigenen Kinder keine Rolle (mehr) zu spielen war dann besonders ausgeprägt, wenn die Beziehung zu den jung erwachsenen Kindern als weniger gut eingeschätzt wurde und die Eltern sich selbst in ihrer Rolle als weniger wirksam wahrnahmen. Auch das Fehlen von Ressourcen, die für Gespräche notwendig seien, wurde häufiger von Eltern angeführt, die eine weniger gute Beziehung und weniger elternrollenbezogene Selbstwirksamkeit berichteten. Das Fehlen notwendiger Ressourcen wurde gleichfalls von häufiger trinkenden Eltern als Grund angegeben. Die Bereitschaft, potenziell an den an Eltern gerichteten alkoholbezogenen Interventionen mit Blick auf den Konsum ihrer jung erwachsenen Kinder teilzunehmen, fiel bei Eltern, die ihre Kinder als unabhängige Personen wahrnahmen, geringer aus. Eltern mit mangelnden Ressourcen waren hierfür offener.

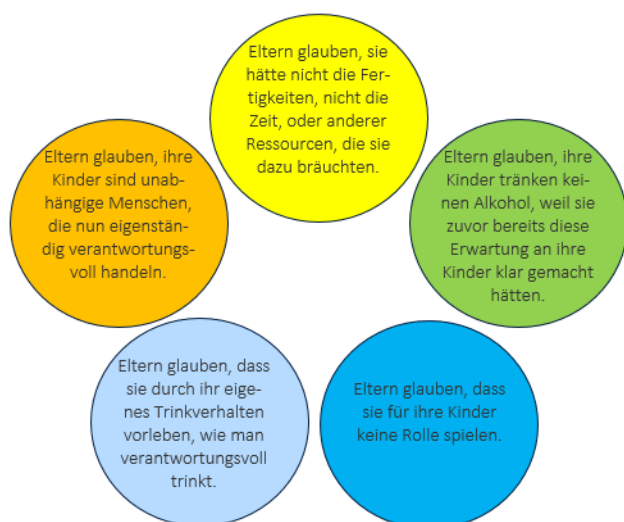


Abbildung 1. Von Eltern genannte Gründe, nicht mit ihren jung erwachsenen Kindern über deren Alkoholkonsum zu sprechen.

Bewertung

Die vorliegende Studie gibt einen inhaltlichen Blick auf Prozesse der innerfamiliären Beeinflussung. Während sicherlich viele Eltern darüber übereinkommen würden, Einfluss auf ihre Kinder im Kindesalter auszuüben und ausüben zu können, scheint sich diese Haltung mit den Veränderungen im Jugendalter – vermutlich der wachsenden Unabhängigkeit und Reifung der Kinder geschuldet – bis zum jungen Erwachsenenalter zu verändern. Dies äußert sich darin, dass Eltern Einflussmöglichkeiten, die sie in Bezug auf die Trinkgewohnheiten ihrer Kinder vermutlich hätten, vielfach nicht nutzen. Teilweise sehen sich Eltern gar nicht mehr in der Rolle, weil sie ihre Kinder als unabhängig wahrnehmen, teilweise glauben sie, keinen Einfluss zu haben. Hier wäre es für zukünftige Forschung relevant, zu überprüfen, welche Rolle die Eltern-Kind-Beziehung bei jung erwachsenen Kindern dabei spielt: lassen junge Erwachsene sich von Eltern überhaupt beeinflussen, wenn die Beziehungsqualität nicht gut ist? Weitere Forschung aus dem europäischen Raum wäre wünschenswert, um Präventionsmöglichkeiten im Übergang zwischen Jugendalter zu Erwachsenenalter zu verbessern.

Dr. Christiane Baldus, Dipl.-Psych.

Quelle

Napper, L. E., Trager, B., M., LaBrie, J. W. & Turrisi, R. (2023). „Let’s not talk about it“: Parents’ reasons for not discussing alcohol use with emerging adult children. *Journal of Adolescent Health*, online article prior to publication.



Newsletter DZSKJ – Wissenschaft für die Praxis

4. Langzeiteffekte eines schulbasierten Präventionsprogramms gegen illegalen Drogenkonsum

Hintergrund und Fragestellung

Epidemiologische Daten zeigen, dass der Substanzkonsum typischerweise in der frühen Adoleszenz beginnt und sich im Laufe der Adoleszenz intensiviert. Die Zielgruppe vieler Präventionsprogramme sind daher Jugendliche, mit dem Ziel, durch frühzeitige Prävention den Erstkonsum zu verzögern oder zu verhindern. Die meisten Präventionsprogramme für Jugendliche zielen auf den Konsum von Tabak und Alkohol ab, da diese Substanzen in der Bevölkerung am weitesten verbreitet sind. Außerdem wird davon ausgegangen, dass Präventionsmaßnahmen, die auf den Konsum legaler Substanzen zielen, auch das Risiko des späteren Konsums von illegalen Substanzen wie Cannabis oder Amphetaminen verringert. Konzeptuell liegt der Fokus substanzübergreifender Suchtprävention meist auf der Förderung sozialer Kompetenzen und „life skills“. Hinsichtlich einer Verringerung des Konsums von Tabak und Alkohol liegt für diesen Ansatz eine zumindest kurz- und mittelfristig gute Evidenzlage bei Sekundarschüler:innen vor. Derzeit gibt es allerdings nur sehr wenige Studien, die längerfristige Präventionseffekte auf den Konsum illegaler Drogen untersuchen – ein erheblicher Kritikpunkt in der evidenzbasierten Suchtprävention.

Ziel der Studie

Anhand einer Stichprobe amerikanischer Jugendlicher aus dem Bundesstaat New York wurden die Langzeiteffekte des auf kognitiver Verhaltenstherapie basierenden schulischen Präventionsprogramms „Life Skills Training“ auf den Konsum von illegalen Drogen im Rahmen einer randomisierten Studie untersucht.

Methoden

Das hier untersuchte Präventionsprogramm „Life Skills Training“ konzentriert sich inhaltlich unter anderem darauf, Jugendliche auf den Umgang mit sozialem Druck vorzubereiten und die Stärkung von sozialen und persönlichen Kompetenzen zu unterstützen. So wird z.B. mit Strategien der kognitiven Verhaltenstherapie das Selbstbewusstsein gestärkt. Es handelt sich um ein Gruppentraining, das neben Gruppendiskussionen auch Skills-Training und die Stärkung und die Veränderung der Verhaltensebene zum Ziel hat. Das Training umfasste 15 Sitzungen in der siebten Klasse, gefolgt von je einem Booster in der achten und neunten Klasse. Die Schulen stammten alle aus dem Bundesstaat New York und wurden clusterrandomisiert. Insgesamt nahmen N = 56 Schulen teil (N = 34 IG, N = 22 KG). Die hier berichteten Daten stammen aus einer Nachbefragung, die 13 Jahre nach Abschluss der Intervention durchgeführt wurde. Die Teilnehmenden wurden per E-Mail kontaktiert, von allen kontaktierten Personen nahmen N = 2042 (44 %) an der Nachbefragung teil. Für die Nachbefragung Erreichte und Nichterreichte unterschieden sich hinsichtlich der Angaben zum Substanzkonsum in der ursprünglichen Studie nicht. In der Befragung wurde die Menge des Substanzkonsums in den letzten Jahren erhoben. Im Vordergrund der Auswertung stand die Lebenszeitprävalenz, also der mindestens einmalige Konsum illegaler Substanzen.

Ergebnisse

Zu Studienbeginn in der siebten Klasse gab es keine Unterschiede zwischen der Interventions- und Kontrollgruppe in Bezug auf soziodemographische Merkmale wie Alter oder Geschlecht oder die Konsumerfahrung verschiedener Substanzen. Die



Auswertungen zeigen, dass die Schülerinnen und Schüler, die am Präventionsprogramm „Life Skills Training“ teilgenommen hatten, in der Follow-up-Befragung 13 Jahre später signifikant seltener einen Konsum illegaler Substanzen (u.a. Cannabis, Amphetamine, Opiate) sowie einen missbräuchlichen Konsum von Medikamenten berichteten, als diejenigen in der Kontrollgruppe. Der protektive Effekt der Interventionsteilnahme gegenüber der Kontrollgruppe wurde anhand der relativen Risikoreduktion des mindestens einmaligen Konsums ermittelt und lag zwischen 26 % für den missbräuchlichen Medikamentengebrauch (dieser Effekt war am größten, siehe Abbildung 1) und ca. 23 % für den Konsum von Cannabis oder einer anderen illegalen Droge.

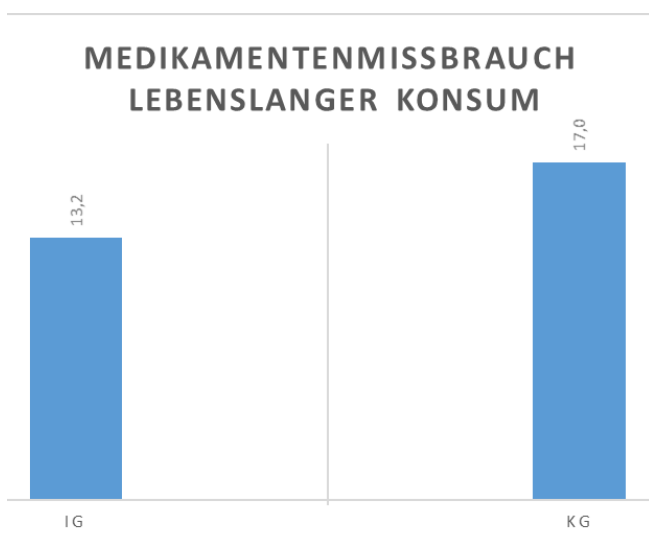


Abbildung 1.

Anteil der Lebenszeitprävalenz des Konsums von Medikamenten wie Amphetaminen oder Beruhigungsmitteln in der Interventionsgruppe (IG) und der Kontrollgruppe (KG).

Bewertung

Die vorliegende Studie zeigt, dass frühe schulbasierte Prävention einen Effekt auf den langfristigen Konsum illegaler Substanzen bis ins Erwachsenenalter haben

kann. Noch 13 Jahre nach Abschluss der Intervention waren Effekte auf den Konsum illegaler Drogen nachweisbar, obwohl das Programm zunächst nicht auf illegale Substanzen wie Amphetamine abzielte. Einschränkungen der Studie liegen in der reduzierten Teilnahme der Studienteilnehmenden als junge Erwachsene und der damit verbundenen Unsicherheit hinsichtlich einer möglichen Unterrepräsentation von Konsumierenden. Auf der anderen Seite ist die Erreichungsquote über den großen Nachbeobachtungszeitraum von 13 Jahren durchaus beachtlich. Insgesamt zeigen die Ergebnisse, dass eine frühzeitige und umfassende schulbasierte Life-Skills-basierte Prävention mit Instrumenten der kognitiven Verhaltenstherapie einen messbaren positiven Einfluss auf den Konsum verschiedener illegaler Substanzen und auf den Medikamentenmissbrauch im jungen Erwachsenenalter haben kann. Dies ist nicht zuletzt angesichts der Opiod-Krise in den USA ein starkes Argument für erhöhte und früh einsetzende Präventionsbemühungen.

Anna-Lena Schulz, M.Sc.

Quelle

Griffin, K. W., Botvin, G. J., Scheier, L. M., & Williams, C. (2023). Long-term behavioral effects of a school-based prevention program on illicit drug use among young adults. *Journal of public health research, 12*(1), 22799036221146914. <https://doi.org/10.1177/22799036221146914>

Deutsches Zentrum für Suchtfragen
des Kindes- und Jugendalters
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Körperschaft des öffentlichen Rechts
Gerichtsstand: Hamburg